

Gerd Koenen

Zeitsprünge, Gedankensprünge

Betrachtungen zur Weltgeschichte der letzten dreißig Jahre.

Aus Anlass des Abschieds von der »Kommune«

(In: Kommune. Forum für Ökonomie, Ökologie, Politik, Kultur, Heft 6/2012, S. 142-149)

So also sieht Weltgeschichte aus der Nähe aus: Man sieht nichts«, notierte Robert Musil irgendwann Ende der 1920er-Jahre. Blickt man auf die letzten dreißig Jahre zurück, stimmt das in gesteigertem Maße. Mehr als je bedarf es einer beständigen Arbeit der »Vergegenwärtigung«, um mit einem weltgeschichtlichen Prozess halbwegs Schritt zu halten, in den man irreversibel hineinverwickelt ist, während er sein Aktionsfeld wie sein Tempo exponentiell gesteigert hat. Herrmann Lübke hat diesen Sachverhalt in das beunruhigende Paradoxon vom »immer schnelleren Veralten der Gegenwart« gefasst.

Die *Kommune* hat sich über die letzten dreißig Jahre auf die redlichste Weise dieser Arbeit der Vergegenwärtigung verschrieben. Ob sie dabei besser Schritt halten konnte als irgendjemand sonst, kann dahingestellt bleiben. Die meisten Zeitdiagnosen der 1980er-Jahre, selbst die klügsten, sind weitgehend Makulatur – was nicht an den Diagnosen lag, sondern an den alle absehbaren Horizonte überschreitenden Entwicklungen.

Höchste Zeit also, sich wieder einmal – ohne übertriebene Selbstironie – in einer »Einschätzung der Weltlage« zu üben. Immerhin hatten wir als Ex-Leninisten/Maoisten (ich rede jetzt vom Umfeld der *Kommune* im Moment ihrer Gründung) verblüffender Weise nach allen intellektuellen Geisterfahrten und lebensweltlichen Selbsteinschließungen eines langen »Roten Jahrzehnts« in manchen Fragen ein geschärfteres Sensorium als die uns umgebenden neu- und altlinken Vereine oder grün-bunten Alternativmilieus; aber geschärfter auch, so behaupte ich, als die parlamentarischen Hauptparteien und Chefpublizisten der alten Bundesrepublik am Beginn der Ära Kohl im Jahr 1982.

Das galt zumindest für die Entwicklungen im sowjetisierten Osten Europas nach Gründung und Niederschlagung der polnischen »Solidarnosc« 1980/81 – Entwicklungen, die in ihrer historischen Tragweite zwar noch nicht abschätzbar waren, aber in ihrer die gesamte ost-westliche Weltordnung subversiv unterspülenden Wirkung schon deutlich spürbar waren – wenn man ein Gespür und einen Blick dafür hatte; und beides hatten wir, sei es aus eingefleischter Aversion gegen den sowjetischen »Sozialimperialismus«, sei es aus romantisierender Sympathie für die Volks- und Arbeiterbewegung, die diese polnische Solidarnosc in ideologisch irritierenden, soziologisch aber nachgerade klassischen Formen darstellte.

Im Nachhinein vergisst man leicht, dass die Sowjetunion mitsamt dem sie umgebenden oder ihr assoziierten Lager um das Jahr 1980 herum im Zenit ihrer militärischen

und weltpolitischen Machtentfaltung stand. Es gab damals 22 »Volksrepubliken« (von Afghanistan über Südjemen und Äthiopien bis Angola), und zwischen den beiden »Supermächten« UdSSR und USA bestand eine nominelle militärische und weltpolitische Parität. Der neue US-Präsident Reagan schien geradezu davon obsiegt, durch eine reaktionäre Kombination militärischer Nach- oder Totrüstung mit globaler Counter-Insurgency die epochalen Niederlagen der 1970er-Jahre in Indochina und anderswo wettzumachen. Zugleich sah es so aus, als hätten ökonomische und gesellschaftliche Krisensymptome dem »Goldenen Zeitalter« des westlichen Kapitalismus ein definitives Ende gesetzt; während die monetaristisch-neoliberalen Politiken à la Thatcher oder Reagan zu einer dramatischen De-Industrialisierung der vormals führenden Industrieländer führten. Die Sowjetunion dagegen schien im milden Abendrot der Breschnew-Ära vergleichsweise stabil da zu stehen und ihren weltpolitischen Einfluss beharrlich ausdehnen zu können. Der polnische Sommer 1981 – ein Heuschnupfen, der schnell kuriert war.

So konnten weder die friedensbewegungsmäßig Hysterisierten noch die nachrüstungsmäßig Verbissenen der frühen 1980er-Jahre sehen, dass die Umwälzungen des Zeitalters sich statt in den stellaren gegenseitigen Vernichtungsszenarien viel graswurzelmäßiger und »on the ground« vorbereiteten, in verrauchten Moskauer, Warschauer, Prager oder Ostberliner Küchen und Kellern oder in irgendwelchen Garagen in der Nähe von Los Angeles. Jedenfalls dauerte es keine zehn Jahre mehr, bis die östliche Supermacht in einer Mischung aus weltpolitischer Überspannung, militärischer Überrüstung, leerlaufender Überindustrialisierung, politischer Überzentralisierung und informationeller Selbsteinschließung sang- und klanglos kollabierte, ob an chronischem Herz-Kreislauf-Versagen oder an akutem Gehirnschlag, darüber lässt sich streiten. So ist noch keine Weltmacht von der Bühne abgetreten.

Wir hatten davon wenigstens eine vage Vorahnung, sehr im Gegensatz zum illustren Strauß von Prominenten, die von Jutta Dittfurth bis zu Herrn Christians von der Deutschen Bank beim Weltfriedenskongress in Moskau 1987 den aufgeklärten Autokratismus des Generalsekretärs Gorbatschow und seiner Politik des »Umbaus« (Perestrojka) als Vorbild für die ganze Welt priesen, ohne den geringsten Begriff davon, in welchem Schlamassel der Mann im eigenen Land tatsächlich steckte; und daher auch ohne rechte Begeisterung und tiefere Sympathie für diejenigen, die dann in Warschau, Leipzig oder Prag binnen kaum ein, zwei oder drei Jahren mit ihren zivilen Lebenswünschen die Risse im betonierten Machtgerüst dieses anachronistischen Blocks aufsprenkten. Da erst zeigte Gorbatschow sein Format – als einer der Helden des Rückzugs (wofür er im eigenen Land bis heute gehasst wird).

Durch den Fluss gehen und nach den Steinen tasten«, war eine der verblüffend schlichten, volkstümlichen Sentenzen, mit denen der »kleine Steuermann« Deng Xiaoping um das Jahr 1980 herum mit einem Minimum an ideologischen Aufwand und in aller Stille den Kurs oder, maoistisch gesagt: die »Farbe« der Volksrepublik China gewechselt und gerade so das Parteiregime gerettet hat, während er, vermittelt von Henry Kissinger, in eine diskrete, neue weltgeschichtliche Kombination mit den USA eintrat. Auch für die Bedeutung dieser Entwicklungen hatten wir, als gebrannte Kinder unserer »kleinen deutschen Kulturrevolution« und noch mit ein paar direkten Kontakten nach Beijing ausgestattet, ein gewisses, allerdings eher stumpfes Vorgefühl. Immerhin, wir registrierten – analog zu den osteuropäischen Entwicklungen – die Vorzeichen des Ausbruchs von 1989, der tatsächlich ja eine viel größere Ausdehnung hatte und sozial

weitaus tiefer ging, als die Fernsehbilder der Studentendemonstrationen und dann der Panzer auf dem Tiananmen signalisierten.

Was wir allerdings nicht auf der Rechnung hatten, war die Umlenkung dieser gärenden sozialen Unruhe in eine sozialökonomische Aufbruchsbewegung, für die es erst recht keine angemessene historische Parallele gibt. In groben Ziffern, die nur Größenordnungen andeuten: Im langen 19. Jahrhundert der ersten »industriellen Revolution« ab circa 1820 und des zweiten industriellen Take-off zwischen 1890 und 1914 lagen die Wachstumsraten in England, später in Frankreich, Deutschland und den USA nicht höher als zwei bis vier Prozent; die Investitionsraten bewegten sich zwischen fünf und maximal zehn Prozent. Im kurzen 20. Jahrhundert haben weder die gewaltsam hochgepeitschten, statistisch kaum sicher messbaren Wachstums- und Investitionsraten der sowjetischen Fünfjahrpläne der 1930er-Jahre; noch die Rekonstruktionsleistungen (das »Wirtschaftswunder«) in Westdeutschland und Westeuropa nach dem Zweiten Weltkrieg; noch die Tigersprünge Japans oder Südkoreas in den 1960er- und 1970er-Jahren mit Investitionsraten von unerhörten 25 bis 30 Prozent und Wachstumsraten von sechs bis acht Prozent jährlich – sie alle, sage ich, haben keine passende historische Präzedenz für das geliefert, was in China seit der endgültigen weltwirtschaftlichen Öffnung passiert ist, seit Deng Xiaopings legendärer »Reise in den Süden« 1992, die unmittelbar vom Eindruck der sich auflösenden Sowjetunion bestimmt war.

Seither stiegen die Investitionsraten von bereits extrem hohen 35 bis 40 Prozent auf noch nie vorgekommene 45 bis 50 Prozent des Sozialprodukts (nach der Krise 2009/10), begleitet von einer Absenkung der Quote des Privatkonsums von 50 auf 35 Prozent, was für das obere Drittel (vor allem urbanen) Bevölkerung gleichwohl eine sprunghafte Steigerung ihres absoluten Wohlstands bedeutete. Was es für die beiden unteren Drittel bedeutet hat, ist weniger klar. Mit diesem irrsinnig hohen Kapitaleinsatz hat China über zwei bis drei Jahrzehnte hinweg einen mehr oder weniger kontinuierlichen Zuwachs der Wirtschaftsleistung von rund zehn Prozent jährlich erreicht. Das heißt, das seit dem Beginn der Reformen Anfang der 1980er-Jahre der physische industrielle, infrastrukturelle und bürokratische Gesamtkörper und der materielle Stoffwechsel dieser Gesellschaft sich etwa um ein Zwanzigfaches (oder eine ähnliche Größenordnung) ausgedehnt hat – ein beinahe schon monströser Entwicklungssprung, dessen mentale Folgen niemand abschätzen kann. So wie auch offen bleiben muss, ob sich in diesen jüngsten Ziffern eine immer noch weiter gesteigerte politisch-ökonomische Potenz des Landes oder nicht eher die Vorzeichen einer kommenden, vielleicht dramatischen gesellschaftlichen Überakkumulationkrise verbergen.

Zurück aus dem »postindustriellen Zeitalter«: Die vierte Welle. 1980 erschien Alvin Tofflers Buch *Die dritte Welle*, in der er ein postindustrielles Zeitalter ausrief, das im Zeichen einer »Entmassung, Diversität und wissensbasierten Produktion« stehen sollte und in dem Arbeiter sich aus Proletariern in »Kognitarier« verwandeln würden. Ein wunderbar kluges Sandkastenspiel; aber leider auch Makulatur. Tatsächlich war die Crash-Industrialisierung Chinas, die genau damals einsetzte, nur die Speerspitze einer viel breiter angelegten Entwicklung, von der fast alle großen Länder der Welt wie Indien, Brasilien, Mexiko oder die Türkei inzwischen erfasst sind.

In globalgeschichtlicher Perspektive müsste man eher von einer »vierten Industrialisierung« sprechen. Aber nicht nur von einer »postindustriellen« Zukunft, auch von einem »postfossilen« Zeitalter kann in diesem Moment, da sämtliche Schichten und Zonen der Erde, einschließlich der Meeresböden und der Polarkappen, in einer neuen, poten-

zierten Explorations- und Ausbeutungsbewegung umgewühlt und angebohrt werden, schwerlich die Rede sein. Der Kampf um Rohstoffe ist wieder so frenetisch, wie er am Vorabend des Ersten Weltkriegs war. Der deutsche Weg eines schrittweisen Ausstiegs sowohl aus den atomaren wie den fossilen Energien bleibt bis auf Weiteres ein Sonderweg.

Die globale Industrialisierungsbewegung greift im Übrigen auch viel tiefer als alle früheren. Nicht nur werden alle Reservate handwerklicher, selbstgenügsamer Güterproduktionen durch die industrielle Konkurrenz ausgetrocknet; zugleich erleben wir auch einen neuen Schub der quasi-industriellen Zerlegung, Standardisierung und Reorganisation von Büroarbeiten und Dienstleistungen, ob in Fast-Food-Ketten und Großmärkten, Großlaboren und Ingenieurbüros, Call-Centern oder Programmier-Werkstätten. Sozial und ökologisch noch einschneidender sind die Tendenzen einer Industrialisierung der Nahrungsmittelverarbeitung, Massentierhaltung und Landwirtschaft, begleitet von einem globalen »Landgrabbing«, das die von Marx beschriebenen Entwicklungen der ursprünglichen Akkumulation im England des 17./18. Jahrhunderts und in den überseeischen Kolonien in ungleich größeren Maßstäben und oft ähnlich gewaltsam wiederholt.

Auch die Arbeitsregimes und Lebensverhältnisse des europäischen »Frühkapitalismus« könnten zuweilen fast milde erscheinen im Verhältnis zu den halbsklavischen, tarif- und schutzlosen, von Mafiagangs mit der Pistole kontrollierten oder durch polizeiliche Zwangssysteme geschützten (und ebenfalls abkassierten) Ausbeutungsformen in weiten Gebieten der Welt, in der wir leben. So weit das Auge reicht, reihen sich neue, strukturlose, weder urbane noch ländliche Zonen eher einfacher als komplexer Fertigungsindustrien aneinander. Findet man für die gebotenen Minimallöhne in China keine Arbeiter(innen) mehr, geht man nach Bangla Desh. Die Unmassen billiger Klamotten, schriller Accessoires oder geiler elektronischer Gadgets, mit denen wir übersättigt werden und die von den großen Marken oder namenlosen Labels global produziert und vertrieben werden, stammen natürlich aus diesen spätkapitalistischen Arbeitshöllen – woher sonst? Allein in China soll die taiwanesishe Foxconn als Subcontractor für Apple rund 700000 Arbeiterinnen und Arbeiter beschäftigen – ohne Gewerkschaften oder Betriebsräte, ohne feste Tarife und einklagbare Schutzrechte, mit prekären Aufenthaltsrechten, in Barackenkomplexen kaserniert und in Arbeitsregimes gespannt, die die letzte Pore von Zeit und Leben ausfüllen.

Natürlich stimmt es heute so wie im frühindustriellen Europa, dass gerade in der vogelfreien Existenz der neuen Arbeiterschichten in den Vorstädten oder Fabrikzentren auch gewaltige Hoffnungs- und Befreiungspotenziale stecken – wie Aman Sethi das in seinem Lebensbericht des indischen Arbeiters Mohammed Ashraf (*A Free Man*) gerade noch einmal exemplarisch geschildert hat. Die Megacitys der ehemaligen »Dritten Welt« sind sicherlich nach wie vor Generatoren vitaler Aufstiegsmobilisationen. Aber der menschliche und soziale Preis dieses neuen industriellen Nomadentums ist unerträglich hoch. Und die kulturellen, rechtlichen und politischen Mittel, um diese myriadischen Aufbruchenergien auf der einen Seite und die aus diesen millionenfachen Arbeitsleistungen geschöpften Vermögen auf der Gegenseite für eine zivilisatorische Gesamtanstrengung nutzbar zu machen, scheinen eher beschränkt.

Denn aus diesen Vermögen speisen sich zugleich ja die um die Welt vagierenden Kapitalströme und sie steuernden und abschöpfenden »Finanzindustrien«. Auch dort, lesen wir, herrscht inzwischen »industrielle Massenproduktion« – und zwar von computergenerierten, in automatisierten Verfahren hergestellten Zertifikaten, also Wertpapie-

ren, die »neben den bisherigen Primärproduktpaletten auch Anlage- und Hebelprodukte« anderer finanzindustrieller Papierproduzenten in Tausenden von Varianten bündeln und den Anlegern »regelmäßige Kupons« versprechen - natürlich stets mit dem Risiko der abrupten »Insolvenz des Emittenten« (FAZ, 16.11.12).

Ach, hätten wir es immer noch mit der guten alten »Macht der Banken« zu tun! Eher befinden wir uns hier schon in ganz anderen Stratosphären, in einem wahren Cyberspace voller Schwarzer Löcher, in dem das Mehrfache des Weltsozialprodukts in Form papierner Ansprüche »umgesetzt« wird, und das wiederum in halbautomatisierten Verfahren, die weder die Emittenten noch die Anleger kontrollieren oder wenigstens verstehen können. Was davon in die »Realwirtschaft« zurückfließt und was in der Finanzstratosphäre verbleibt, ist ebenso wenig zu ermitteln und zu steuern. Dabei bedürfte es womöglich ja nur eines Sets von drei, vier einfachen und einschneidenden Maßnahmen, um aus diesen globalen Finanzströmen wieder das zu machen, was sie nach ihrer produktiven Seite hin sein sollten: Informationsströme. Aber man sieht niemanden, der bereit oder in der Lage wäre, diesen Schnitt zu machen.

Die neue Steinzeit oder: in der »Komplexitätsfalle«. Nicht nur mit Blick auf die automatisierten Finanztransaktionen oder Konstruktionen von Rettungsschirmen, sondern generell auf die Komplexitätssteigerungen vieler gesellschaftlicher Probleme hat der Physiker und Philosoph Marco Wehr in einer strikt mathematischen Argumentation die Situation der »in den Nebeln des Informationsuniversums« verlorenen Bürger und Politiker von heute mit der von »verwirrten Steinzeitmenschen« verglichen, die sich einer bedrohlichen Folge ihnen unerklärlicher Naturphänomene ausgeliefert sahen. Schon aus Gründen der Wiedergewinnung demokratischer Souveränität hat Wehr für die Notwendigkeit einer entschlossenen Komplexitätsreduktion in vielen Bereichen plädiert (»Die Komplexitätsfalle«, FAZ, 17.11.12).

Vor dreißig Jahren war alles das rein informationstechnisch noch gar nicht vorstellbar. Es gab zwar leistungsfähige Großrechner, aber noch keine »Personal Computer«, von denen diese technologische Revolution ausgehen würde. 1982 kam der »Commodore 64« auf den Markt, der eine programmierbare Spielkonsole war. Der »Apple II« war unerschwinglich und dafür etwas seriöser, aber für profane Arbeiten und Alltagsverrichtungen ebenfalls noch weitgehend unbrauchbar. E-Mails gab es sowieso nur im geschlossenen Verkehr bestimmter (etwa akademischer) Berufsgruppen, so wie das Internet allenfalls als Intranet innerhalb von Behörden oder Wissenschaftseinrichtungen existierte. Erst recht gab es noch keine mobilen, gar »intelligenten« Telefone. Für Jüngere, die mit dieser medialen Zweitexistenz aufgewachsen sind, wird diese »Welt von gestern« fast schon unvorstellbar geworden sein.

Immerhin hatte die *Kommune*, was die praktisch-technischen Formen des Publizierens betraf, von der eingestellten *Kommunistischen Volkszeitung (KVZ)* vergleichsweise avancierte praktisch-technische Formen des Publizierens geerbt. Als ich mich 1979/80 als Redakteur des Blattes in den Pressezentren der UNO in New York und der Europäischen Gemeinschaft (der Vorläuferin der EU) in Brüssel getummelt habe, hackten die dort akkreditierten Korrespondenten ihre Berichte in mechanische Schreibmaschinen und übermittelten sie telefonisch oder gaben sie an den Telex-Schaltern ab, wo sie noch einmal abgeschrieben wurden. Da operierten wir schon länger mit einem System, das die Texte mit Formatierungsbefehlen in Signale zerlegte und über eine elektronische Datenfernübertragung (DFÜ) in die Frankfurter Redaktion überspielte, wo sie direkt in die computerisierte Textverarbeitung eingespeist wurden. Diese Integration dis-

lozierter Korrespondenten- und Redaktionsarbeit mit Layout, Fotosatz und Druck dürfte bis zur Abwicklung der KVZ 1982 noch ein wunderliches Unikat dargestellt haben, das den Umwälzungen im Medienbereich knapp vorauslief.

Dabei führt der rasende Zeit- und Entwicklungsstrom, in dem wir uns befinden, paradoxer Weise dazu, dass sein Tempo kaum noch wahrgenommen wird. So wie das Auge sich an die rasend zerschnipselten Bildfolgen der Videoclips gewöhnt, oder wie man eine Atlantiküberquerung, die nur noch ein paar Stunden dauert, auf dem kleinen Bildschirm mit der sich fortzeichnenden Flugroute fast schon als schneckenhaft verlangsamt empfindet; oder wie man gar nicht mehr darüber nachdenkt, welches kaum vorstellbare, sekundenschnelle Zusammenspiel komplexer technischer und organisatorischer Leistungen darin liegt, wenn wir uns über Mobiltelefon mit jemandem irgendwo im australischen Outback oder im Stadtdschungel von Shanghai verbinden oder auch nur eine einfache Kreditkartentransaktion tätigen – so nimmt man die »permanente Revolution« unserer pausenlos sich verändernden Lebens- und Kulturformen fast wie selbstverständlich hin. Das Paradoxon des »immer schnelleren Veraltens der Gegenwart« gilt für die darin Lebenden erst recht.

Erst wenn eine(r) beschließt, sich auf diese informationellen Zweitwelten gar nicht mehr oder erst einzulassen, oder auch nur die Wechsel der immer komplexeren Betriebssysteme oder Gerätegenerationen nicht mehr mitzumachen, auf die Gefahr hin, binnen kürzester Zeit zu einem Analphabeten neuer Ordnung zu werden – erst dann bekommt diese(r) eine, und zwar auf die schmerzhafteste Weise, wieder ein Gefühl für das enorme Tempo der Entwicklungen, denen er oder sie nicht mehr folgen kann oder mag. Dabei steht dieses Lebensenergien absorbierende Mithalten-Müssen zu den erweiterten Lebenshorizonten und -möglichkeiten in einem zunehmend problematischen Verhältnis, und man fragt sich, ob es nicht auch auf diesem Feld eines »großen Schnitts«, einer großen Vereinfachung, bedürfen wird.

Dabei liegt es mir völlig fern, nicht anzuerkennen (im Gegenteil, ich rühme das bei jeder Gelegenheit): was für eine immense Erweiterung des eigenen Horizonts es bedeutet, wenn man, wie ich es seit ein paar Jahren mache, jeden Morgen die wichtigsten Artikel, Analysen, Kommentare samt Graphiken, Bildern und Videoaufzeichnungen der *New York Times* per Mail (neuerdings für einen bescheidenen Abonnementspreis) zugeschickt bekommt und im Internet lesen kann; oder wenn ich als Historiker mich in die Online-Bestände oder jedenfalls die Findbücher ferner Archive irgendwo auf der Welt einloggen, akademische Arbeiten als E-Books mit einem Mausklick herunterladen oder illegitim ins Netz gestellten Google-Books mindestens durchblättern kann. Eine ganz andere Frage ist, was der zerebrale Bord-Computer im Hirnkasten noch prozessieren und speichern kann. Dass permanentes Multitasking problemorientierte Konzentrationsleistungen und die Entwicklung kognitiver Intelligenz wohl eher behindert als befördert, ist nur ein Aspekt.

Die Sache hat uns in der Hand. Man fährt Tag und Nacht in ihr ..., man isst, man liebt, man liest Bücher, und das Unheimliche ist bloß, dass die Wände fahren, ohne dass man es merkt, und ... ohne dass man weiß wohin.« So ähnlich wie Robert Musils *Mann ohne Eigenschaften*, der sich am Vorabend des Ersten Weltkriegs (vor ziemlich genau einhundert Jahren) »einem großartigen Pessimismus« hingab, nachdem alle Versuche, mit seiner Zeit zu gehen und sie zu lieben, erfolglos blieben, kann man sich heute auch sehr leicht fühlen.

Und wenn man sich einmal so richtig kulturpessimistischen Stimmungen hingibt, kann

man ohne Mühe auf die allerverwegensten Gedanken und Verknüpfungen kommen. Zum Beispiel: Hängt es nicht gerade auch mit der universellen und globalen Verfügbarkeit von Wissen zusammen, dass an den Flügeln jedes freien, eigenständigen Gedankens in wissenschaftlichen Arbeiten heute die Bleigewichte Dutzender methodischer Referenzen und Querverweise und Aberhunderter von Fußnoten und Literaturangaben hängen – sodass, frei nach Marx, die »Arbeit aller toten Geschlechter als Alp auf den Hirnen der Lebenden lastet«?

Oder: Hat die progredierende Altersdemenz als Massenerscheinung nur mit gestiegenem Lebensalter und stationärer Lebensweise zu tun, oder ist sie womöglich eine Kehrseite oder sogar der Preis dieser Informationsflut und der wachsenden Komplexität des Lebens überhaupt? Oder: Ist es eigentlich so sicher, dass wir Babyboomer, geschweige die Netfreaks und Couch-Potatoes der nächsten und übernächsten Generation, die Hundertjährigen von morgen sein werden – wo es bisher jedenfalls noch die zähen, munteren Überlebenden der Weltkriegsgeneration sind, die das wachsende Heer der Neunzig- und Hundertjährigen bilden?

Ach ja, und à propos der legendären »sexuellen Revolution«: Hängt eine sinkende Bindungsfähigkeit und/oder, wie manche Sexualwissenschaftler behaupten, sinkende Koitus-Häufigkeit als Indikator einer latenten Homosexualisierung der Geschlechterbeziehungen mit dem exponentiellen Anwachsen der einschlägigen kommerziellen Surrogate und einer den Globus und Alltag überschwemmenden, latenten Sexualisierung oder auch schon Pornographisierung von Kultur und Alltag zusammen?

Von da käme man dann sehr schnell zu der Tatsache, dass der Trend der modernen Reproduktionstechnologien, wie es scheint, unaufhaltsam dahin geht, »the normal human procedure« der Zeugung und Austragung von Nachwuchs durch andere, sozusagen überlegene Techniken zu ersetzen. Man konnte lesen, dass im Jahr 2008 schon drei Millionen Retortenbabys die Welt bevölkerten, die seither vermutlich in exponentiellen Steigerungsraten durch eine ganze, globalisierte Reproduktionsindustrie in standardisierten Verfahren erzeugt werden. Leihmütter werden aus Katalogen ausgesucht, ebenso wie anonyme und kommerzielle Samenspender, von denen einzelne schon einigen hundert Kindern ihren Genpool weitergegeben haben sollen. Und wie in den feuchten Träumen der NS-Erbgutpolitiker erzielen dabei blonde, hochgewachsene Frauen oder Männer, erst recht, wenn sie amerikanische Spitzenuniversitäten besuchen, die höchsten Preise, die sie dann wieder nutzen, um die exorbitanten Studiengebühren zu bezahlen. Schöne, neue Welt.

Kulturpessimistische Betrachtungen dieser Art sind ein süßes Gift, eine Droge eigener Art – aber einfach gegenstandslos sind sie selten.

Vom »Ernst und Schrecken« der einen Welt. In einem Essay zum globalen Attentat des 11. September 2001 (»Terror und Moderne«, *Kommune* 10/2001) kam mir ein irritierendes Zitat aus Hannah Arendts *Elemente und Ursprünge totaler Herrschaft* wieder unter. Dort hatte sie geschrieben: Die liberal-humanistische Schwärmerei von der einen, unteilbaren Menschenwelt habe vielleicht »niemals den Ernst und den Schrecken erfasst, die der Idee der Menschheit ... zukommen, sobald nun wirklich alle Völker auf engstem Raum mit allen anderen konfrontiert sind«. Mehr noch: »Je besser die Völker einander kennenlernen, desto mehr scheuen sie begreiflicher Weise vor der Idee der Menschheit zurück, weil sie spüren, dass in der Idee der Menschheit ... eine Verpflichtung zu einer Gesamtverantwortung mitenthalten ist, die sie nicht zu übernehmen wünschen.«

Diesen illusionslosen Gedanken hatte sie am Ausgang des Zweiten Weltkriegs gefasst, also im Rückblick auf eine Ära des aufgepeitschtesten Völker- und Rassenhasses und der mörderischsten, ideologisch befeuerten Bürgerkriege. Gerade ihre Exilheimat, die USA, hatten den Krieg ja unter der Losung der »einen Welt«, der »One World«, geführt, die sich in den neu gegründeten »Vereinten Nationen« artikulieren und institutionalisieren sollte. In diesen Wein der frommen Denkungsart mischte die Emigrantin nun also das nüchterne Wasser ihrer Skepsis, was die »Verpflichtung zu einer Gesamtverantwortung« aller für alle betraf.

Der kurz darauf ausbrechende »Kalte Krieg« zwischen Ost und West sowie die blutigen, als Stellvertreterkriege ausgefochtenen Entkolonialisierungs- und Unabhängigkeitsschlachten der 1950er- bis 1970er-Jahre machten die emphatische Beschwörung der »One World« für einige Jahrzehnte obsolet. Aber das ironische Hauptresultat des Zusammenbruchs des »sozialistischen Weltlagers« nach 1989 war dann schließlich doch die Herstellung eines integrierten Weltmarkts im vollen Sinne dieses Wortes, wie es ihn so früher niemals gegeben hat. Und der »engste Raum«, von dem Hannah Arendt sprach, ist nun dieser blaue Planet, auf dem es keine weißen Flecken, keine territorialen Rückzugs- oder Expansionsgebiete mehr gibt. Durch alle Zusammenstöße und Kataklysmen, Weltkriege und Weltkrisen des 20. Jahrhunderts hindurch hat sich eben doch eine immer engere Interdependenz der Weltwirtschaft, der Weltpolitik, der Weltmedien und der Weltkulturen hergestellt, freilich in einem nur selten bewusst gesteuerten, größtenteils eher blinden, von roher Gier und nackter Angst getriebenen, aber dennoch wohl irreversiblen Prozess.

Dabei ging es Hannah Arendt in dem angeführten Zitat vom »Ernst und Schrecken der einen Welt« ja keinesfalls darum, den Gedanken der »einen Menschheit« als solchen zu verwerfen; allerdings darum, dass es die in diesem Gedanken implizit enthaltene Gesamtverpflichtung jedenfalls nur auf Basis einer gegenseitigen Anerkennung der Pluralität unterschiedlicher oder direkt gegensätzlicher Interessen, Lebens- und Kulturformen geben kann, einschließlich eines Rechts auf Separierung und Abgrenzung.

Der Feind ist unsere eigene Frage als Gestalt.« Dieses Zitat stammt von dem Expressionisten Theodor Däubler, aus einer 1916 geschriebenen Hymne an den Kriegsgegner Italien, dem er sich kulturell tief verbunden fühlte. Es war ein Versuch, den Motiven eines ideologisierten Völkerhasses nachzuspüren, der sich gerade aus der gegenseitigen intimen Kenntnis oder sogar Nähe speiste. Dass der Freund-Feind-Theoretiker Carl Schmitt sich diesen Satz später für seine Zwecke zu Eigen gemacht hat, hat seine selbstreflexive Pointe etwas verdunkelt.

Feinde und Feindschaften kann man manchmal weder ablehnen noch verleugnen, auch wenn man das als aufgeklärter Mensch gerne möchte. Eine Feinderklärung, die in ihrer Absolutheit kaum zu übertreffen ist, war das massenmörderische Attentat vom 11. September 2001, und die Abwesenheit aller konkreten Forderungen machte diese Feind- oder Kriegserklärung nur noch unbedingter und totaler. Mit den Türmen des World Trade Center sollte weniger »der Kapitalismus« (wie der infantil in die Hände klatschende Komponist Karl-Heinz Stockhausen damals verstand), sondern das kosmopolitische Völker-Babylon New York getroffen werden, die »große Hure« aus der Sicht der Attentäter. Dem Tod geweiht wäre aus der Perspektive des globalen Djihadismus, der sich im Jahrzehnt seither endemisch verbreitet hat, die gesamte, sich unaufhaltsam pluralisierende, säkularisierende, medial vernetzende und kommerziell getriebene globale Zivilisation von heute.

Das eigentlich neue und obsessive Element, das der moderne Islamismus allen früheren radikalen oder totalitären Ideologien, allen linken Antiimperialismen oder rechten Nationalismen hinzugefügt hat, ist dabei ein von aggressiver Angst getriebener sexueller Hass, jedenfalls der gewaltbereite Versuch einer Wiederherstellung traditioneller Geschlechtertrennungen und Restriktionen in allen öffentlichen Repräsentationen des Eros, vor allem des weiblichen. Genau dieses Element, das uns am vorsintflutlichsten und archaischsten erscheint, ist vielleicht aber dasjenige, das am ernstesten zu nehmen ist, nicht nur weil es am tiefsten sitzt, sondern weil es auf seine Weise das »modernste« und weitreichendste ist.

Offenkundig speist der islamistische Grundaffekt sich primär aus der weltweit und unaufhaltsam unterminierten Herrschaft des Mannes über die Frau und die Familie. Indem wir das so feststellen, verurteilen wir es natürlich und können uns dabei ja auf eine Fülle internationaler Konventionen stützen. Was in diesem normativen Rechtsdiskurs aber außer Betracht bleibt, ist die Tragweite der Umwälzungen und sehr reale soziale Stress, der mit dem Eintritt der Frauen in das professionelle Berufsleben und in die gesellschaftliche Öffentlichkeit von jeher und in mancher Hinsicht bis heute verbunden war und ist – Alltagsrevolutionen, die für die Frauen selbst oft auch mit Verlusten verbunden sind, die durch die Gewinne nur teilweise aufgewogen werden. Dahinter liegt das zweite Konfliktfeld, das des Kampfes um das Selbstbestimmungsrecht der Frauen über den eigenen Körper. Aber auch hier deckt diese geläufige Formel die Ambivalenzen nicht völlig ab, die mit der Ausübung dieses Rechts, von der plastischen Chirurgie über die pränatale Diagnostik bis zur Abtreibung, verbunden sein können und die immer auch mit der Generativität der Familien und der Gesellschaft im Ganzen zu tun haben. Schließlich richtet sich der moderne Islamismus gegen die ganze kommerzielle und habituelle Profanierung der Sexualität und vor allem des weiblichen Körpers in den globalisierten Medien, vom Kino und Fernsehen über die Musik bis zur Werbung oder zum Sport, von der Mode bis zu den Freizeitindustrien und zum Sex-Business. Und auch hier geht es nicht einfach um Prüderie (die eher ein christliches Erbe ist), sondern fast im Gegenteil vielleicht: um eine instinktive und aggressive Abwehrreaktion gegen die tendenziell abstumpfenden und banalisierenden Wirkungen, die eine permanente sexualisierte Infrarotbestrahlung ja in der Tat hat.

Noch weiter und dramatischer gefasst, geht es bei diesen Fragen vielleicht tatsächlich um die letzte »Entzauberung« der Welt; zumal in ihrer Verbindung mit anderen Entwicklungen, deren Konsequenzen nicht einmal annähernd zu überschauen sind: die Entzifferung und mögliche Manipulierung des menschlichen Genoms; die Kartierung des menschlichen Gehirns und das biochemische Doping seiner Leistungen und Empfindungen; oder die bereits erwähnten Routinen einer, bald vielleicht ganz außerhalb des menschlichen Körpers und über alle Grenzen der altersbedingten oder geschlechtsgebundenen Generativität hinaus möglichen, Reproduktion des menschlichen Lebens.

Kleiner kann man die Probleme und fundamentalen Verunsicherungen nicht machen, mit denen wir selbst zu kämpfen haben. Und insofern liegt eben eine gewisse Logik darin, dass von allen religiösen, politischen und ethnischen Fundamentalismen des 20. Jahrhunderts vor allem der Islamismus sich in allen seinen politischen und weltanschaulichen Ausprägungen als der zentrale (wenn auch nicht der einzige und nicht der letzte) Antipode eines liberalen Säkularismus oder säkularen Liberalismus westlicher Provenienz herauskristallisiert hat. Er repräsentiert nicht nur die radikalste, sondern in gewisser Weise die vollständigste Antithese. Und sie ist durchaus von dieser Welt.

Der sozialen Entbindung, zwischen den Geschlechtern und den Generationen stellt er eine erneuerte, strikte, religiös besiegelte familiäre Bindung entgegen. Auf eine Kultur der Entblößung antwortet er konsequent mit Verhüllung, auf mediales Dauergeräusch mit Rückzug und Stille, auf die Entgrenzung des Tages, der Woche, des Jahres mit alltagsreligiösen Ritualen und einem unverrückbaren Kalender; und so weiter. Man könnte diese Aufzählung antithetischer Haltungen lange fortführen. Und auch wenn wir niemals so leben könnten oder wollten – für ein Mindestmaß an Respekt (auch wo er nicht erwidert wird) und ein entferntes Verständnis für die Attraktion, die von einer solchen strikt gebundenen Lebensform ausgehen kann, sollte es vielleicht reichen.

Eine »Zeitenwende in der Integrationspolitik« hat Necla Kelek in ihrer Dankesrede zur Verleihung des Naumann-Preises im Jahr 2011 Thilo Sarrazins Pamphlet *Deutschland schafft sich ab* genannt. Zu verlangen sei von nun an nichts weniger als eine mehr oder minder vollständige Assimilation der Bürger muslimischen Glaubens, die als deutsche Staatsbürger ihre islamischen Religionsgesetze aufzugeben hätten, um sich »der Säkularität und Kultur des Westens«, die von den »Werten der Aufklärung« bestimmt sei, anzuschließen.

Dieser Position eines staatlich durchzusetzenden Säkularismus, wie ihn türkische Linke – noch atatürkischer als Atatürk – von jeher postuliert haben, kann man Konsequenz nicht absprechen; nur ist diese Politik schon lange und ziemlich katastrophal gescheitert und hat dem Aufstieg des politischen Islamismus auf ihre Weise vorgearbeitet. Und dass Kelek sich des sozialdarwinistisch unterfütterten Verachtungsdiskurses eines Thilo Sarrazin gegen orientalische Gemüsehändler, die nichts als »kleine Kopftuchmädchen« produzieren, bedient, macht ihr Argument noch schwächer und fragwürdiger.

Denn im Zentrum aller gescheiterten Zwangsassimilationen – die von der frühen Sowjetunion über den Schah von Persien bis zur Türkei Atatürks reichten – stand von jeher an erster Stelle der, wie man glaubte, symbolische Kampf gegen »das Kopftuch«. Aber in der Praxis war das fast immer ein Kampf gegen die Frauen selbst, nur andersherum codiert. Gewiss, im säkularen Westeuropa sollte es möglich sein, auch ohne physischen Zwang die Mädchen von diesem Symbol ihrer Unterwerfung unter den Mann und die Familie zu befreien. Aber siehe da, im Ergebnis hat man das Kopftuch auch hierzulande zu einem störrischen Identitätszeichen gemacht, mit dessen Behauptung man fast schon wieder zu sympathisieren beginnt, weil seine Trägerinnen sich einem sozialkulturellen Konformitätsdruck entziehen – während der reale Konformitätsdruck oder auch Zwang aus dem familiären, ethnischen und religiösen Umfeld des Mädchens oder der Frau gerade so aufs Bequemste verdeckt wird.

Jedenfalls ist das Ergebnis eindeutig: Je schärfer die Polemiken und Verbote gegen »das Kopftuch«, umso mehr Kopftücher tauchen auf den Häuption muslimischer Mädchen, oft gedrückter, betont schmuckloser, sich unsichtbar machender – aber oft auch sehr selbstbewusster, mode- und selbst körperbewusster junger Frauen. So macht man das Kopftuch am Ende sogar noch zum paradoxen Katalysator einer muslimischen Emanzipation. Inshallah – dann soll es so sein.

Und wie sehr auch auf diesem Gebiet »der Feind unsere eigene Frage als Gestalt« ist, könnte man beispielsweise in der ironischen Tatsache finden, dass der zweite große Bucherfolg der letzten Jahre oder sogar Jahrzehnte neben dem giftigen *Deutschland schafft sich ab*-Pamphlet des Thilo Sarrazin der kandierte Mum-Porn der *Shades of Grey* ist – der wovon handelt? Von der totalen, lustvollen Unterwerfung und sexuellen

Auslieferung einer Frau an einen Herrn und Meister, der sie nicht ans Haus, sondern gleich ans Bett fesselt, nach dem Motto: Mach mir den Muslimann. So viel über den Stand der »Säkularität und Kultur des Westens«.

Gestern wäre ich mir lieber nicht begegnet.« So könnte ich für mich selbst den Titel einer wunderbaren Erzählung von Hertha Müller abwandeln, wenn ich über meine eigenen Erfahrungen eines Radikalismus oder auch Fundamentalismus zu sprechen hätte, wie er vor mehr als dreißig Jahren zu meinen lebensgeschichtlichen Bildungsvoraussetzungen gehört hat, und auch zu denen der Gründer und etlicher späterer Macher und Autoren der *Kommune*.

Nein, wir haben niemanden den Hals durchgeschnitten und nie daran gedacht, uns in einer Menge von »Ungläubigen« in die Luft zu sprengen, und schon gar nicht daran, unsere Genossinnen (am Ende 40 % der KBW-Mitglieder) ins Haus zu sperren. Schnöde betrachtet, haben wir hauptsächlich Papier bedruckt, sehr viel Papier, meistens unter beträchtlichem Einsatz abstrakter intellektueller Energie. Aber Zeitgenossen großer Gewaltaktionen und Massenverbrechen kommunistischer Bruderparteien, die wir mit komplizierten Argumenten gedeckt oder geleugnet haben, und feurige Propagandisten einer künftigen Revolution, die »kein Deckchensticken, sondern ein blutiger Akt der Gewalt« sei, das waren wir schon. Auch die Mechanismen innerer Säuberungen, die besonders für kommunistische Organisationen typisch gewesen sind und bei denen die Ostrazierten über Nacht zu Feinden und Unpersonen wurden – für Abweichungen oder Vergehen, die man jederzeit auch selbst hätte begangen haben können – haben wir episodisch und in kleinem Maßstab geübt.

Wenn man auf die Entwicklungen der letzten dreißig Jahre zurückblickt, sollte man diesen Erfahrungsfundus nicht einfach wegtun, sondern ernst nehmen – was ja nur heißt, sich selbst und seine Erfahrungen ernst zu nehmen. Verspätete Selbstdistanzierungen oder Selbstanklagen sind dafür überflüssig. Interessanter ist, was mit einem in der Gruppe, im umgebenden Milieu, in dieser (Lebens)-Zeit und in der ideologischen Überformung der ursprünglichen Motive damals passiert ist. Und dabei waren wir ja von Haus aus dieselben Leute, die wir heute sind: eher unfanatisch und selbstreflexiv, vergleichsweise gebildet, und souverän in unseren persönlichen Entscheidungen. Niemand hat uns zu irgendwas gezwungen. Das waren alles wir selber. Und gerade deshalb wäre ich mir gestern lieber nicht begegnet. Das prägt unverändert meine Haltungen zu den Radikalismen und totalitären Bewegungen der Geschichte wie der Gegenwart und meine Nachforschungen dazu, die eher an analytischem Verstehen (der Akteure, der Situationen, der materiellen Bedingungen usw.) als an moralischem Abqualifizieren und Verurteilen interessiert sind.

Dass eine nach Themenvielfalt und Textvolumen, aber auch nach Graphik und Ästhetik so anspruchsvolle Zeitschrift wie die *Kommune* von ganzen zwei Redakteuren und einer Half-Time-Layouterin über dreißig Jahre hinweg überhaupt hat gemacht werden können, hat vielleicht mit Voraussetzungen zu tun gehabt, die auch mit dieser Vorgeschichte etwas zu tun haben: Ein ererbtes theoretisches Interesse für "das Ganze", das es erst ermöglicht hat, mit einem breiten Feld von Leuten in Kontakt zu treten, die aus ganz anderen Kontexten kommen, aber zu konkreten Fragen und Themen etwas zu sagen haben; dazu eine Kombination von intellektueller Neugierde und politischem Engagement mit (ja, durchaus) sozialem Ethos, die ebenfalls zugleich prägend und verbindend gewirkt hat. Und was vom Standpunkt der Tarife für qualifizierte Arbeitskraft, sei es für Autoren wie für Redakteure, »Selbstaussbeutung« genannt werden

kann, war zunächst einmal eine Form selbstbestimmten Arbeitens und Lebens.

Natürlich blieb dieses Projekt den ökonomischen Schranken und rapide sich verändernden Rezeptionsweisen eines intellektuellen Käufermarkts unterworfen – wie die Einstellung der Zeitschrift jetzt signalisiert. Aber von den Zwängen einer reinen Rentabilitätsrechnung hat sich dieses Projekt über dreißig Jahre hinweg immerhin emanzipieren können. Und das war auch ein Stück praktizierter Freiheit in Zeiten der Ökonomisierung aller Lebenstätigkeiten. Ohne das Exempel der *Kommune* mit seinen Härten und mit seinen begrenzten Wirkungen zu verklären, hat es in seiner vermeintlichen Unzeitgemäßheit ein Prinzip vertreten, das zukünftiger ist, als es in diesem Moment aussehen mag.